

WOLFGANG
HOHLBEIN

DIE CHRONIK DER
UNSTERBLICHEN
DER GEJAGTE



und zurück ans Tageslicht getragen. Aber wie sie in den Hafen und gar auf das Boot gekommen waren, wusste er nicht.

Andrej bewegte sich vorsichtig. Es ging besser, als er befürchtet hatte, aber er empfand immer noch einen leichten Schmerz im Rücken. Ein Gefühl dumpfer Betäubung hatte die gesamte untere Hälfte seines Körpers ergriffen. Ein neuer, entsetzlicher Gedanke stieg in ihm auf: Was, wenn eine der Verletzungen, die er seinem Körper immer wieder zumutete, einmal nicht mehr vollständig ausheilte? Was, wenn er eines Tages entstellt sein Dasein fristen musste – zu einem jämmerlichen Leben verurteilt, das Jahrhunderte, wenn nicht gar Jahrtausende währen würde?

Er verscheuchte auch diesen Gedanken – ein weiteres Kapitel in dem dicker werdenden Buch seiner Ängste –, öffnete die Augen und hob vorsichtig die rechte Hand, um nach der Decke, die über seinem Gesicht lag, zu greifen. Seine über rauhen Stoff tastenden Fingerspitzen verrieten ihm, dass er in nasses, verwittertes Segeltuch eingehüllt war. Jemand hatte ihn mit einer Plane zugedeckt; vielleicht, weil man ihn für tot hielt. Aber wer?

Es gab nur eine Möglichkeit, die Antwort herauszufinden.

Andrej griff auch mit der anderen Hand nach oben und versuchte, die Plane behutsam zur Seite zu ziehen. Offensichtlich stellte er sich dabei nicht besonders geschickt an, denn schon im nächsten Moment erhielt er einen derben Stoß in die Seite und eine leise Stimme warnte ihn:

»Nicht so auffällig! Rühr dich nicht! Ich komme gleich zu dir.«

Er war nicht sicher – es war schwer, eine Stimme zu erkennen, die in gehetztem Flüsterton sprach – aber er glaubte zumindest, sie als die Abu Duns ausgemacht zu haben. Also ließ er sich zurücksinken und fasste sich in Geduld. Schließlich hörte er Schritte auf den hallenden Planken. Dann fiel ein Schatten über die Plane und der Stoff wurde zurückgeschlagen. Das Gesicht, das darüber zum Vorschein kam, wirkte übernächtigt und bleich, obwohl es pechschwarz war, die Augen waren blutunterlaufen und von einer Mischung aus Sorge und vorsichtiger Erleichterung erfüllt. Es war Abu Dun.

»Also doch«, stöhnte Andrej. »Na ja, irgendwann musste das ja passieren.«

Abu Dun zog die Augenbrauen zusammen. »Was?«

»Ich bin in der Hölle, oder?«

»Bis jetzt noch nicht, aber bald, wenn du noch lauter sprichst«, sagte Abu Dun. Er senkte die Stimme noch weiter. »Ein Mann, der mit dem Tod ringt, hat wohl kaum eine so kräftige Stimme, meinst du nicht auch?« Er grinste flüchtig, wurde augenblicklich wieder ernst und sprach laut weiter: »Bleib ganz ruhig liegen. Versuch nicht zu reden. Ich hole dir Wasser.«

Andrej begriff. Die Worte galten offensichtlich nicht ihm, sondern anderen Zuhörern. Wenn sie sich auf dem Boot befanden, auf dem sie Konstantinopel erreicht hatten, dann waren noch drei weitere Männer an Bord – einfache Fischer, deren Dienste sie eine knappe Tagesreise entfernt in Anspruch genommen hatten, und die nicht wussten, wer sie wirklich waren. Wenn sie es wussten, dann hatte der Beutel mit Goldstücken, den Andrej ihnen gegeben hatte, ihre Neugier ebenso nachhaltig gestillt, wie er ihr Misstrauen besänftigt hatte. Gewissenlose Männer, die ihr Volk und ihre Überzeugung für eine Hand voll

Münzen verkauften, und die Andrej normalerweise zutiefst verachtet hätte, ohne die ein Unternehmen wie das ihre aber nicht möglich gewesen wäre.

Abu Dun hatte richtig gehandelt, als er sich verstellte hatte. Die Männer mochten ihr Land und ihre Herrscher für Gold verraten, aber sie würden nicht tatenlos zusehen, wie ein tödlich Verwundeter aufstand und herumspazierte, als sei nichts geschehen. Er musste sich in Geduld fassen.

Der Gefährte ließ die Plane wieder fallen, entfernte sich lautstark trampelnd und kam ebenso lärmend wieder zurück. Diesmal schlug er die Plane weiter zur Seite, bevor er sich auf die Knie fallen ließ und Andrejs Kopf mit der Linken anhob, während er mit der anderen Hand einen Wasserschlauch an seine Lippen führte. Sein besorgter Gesichtsausdruck galt dabei aber vermutlich weit mehr der Frage, ob Andrej seine Rolle als Sterbenskranker überzeugend genug spielen würde, als seinem Gesundheitszustand.

Das grelle Sonnenlicht, das dabei ohne Vorwarnung in Andrejs Augen stach, nahm ihm diese Sorge ab. Andrej senkte gequält die Lider, verzog das Gesicht schmerzerfüllt und stieß hörbar die Luft zwischen den Zähnen aus.

Der erste Wassertropfen hatte kaum seine Lippen benetzt, da spürte er, wie entsetzlich durstig er war. Er trank mit großen, gierigen Schlucken, bis ihm Abu Dun den Schlauch schließlich wegzog und ihn wieder niederdrückte.

»Nicht so viel auf einmal«, sagte Abu Dun laut. Er legte den Schlauch aus der Hand, schlug das Segeltuch noch weiter zurück und griff hinter sich. Umständlich breitete er einen Berg hastig improvisierten Verbandszeugs vor sich aus. Dann beugte er sich tief über Andrej und begann, sich an seiner Brust zu schaffen zu machen.

Andrej sah an sich herab und stellte fest, dass von seinen ehemals kostbaren Seidengewändern nicht viel mehr als blutgetränkte Fetzen übrig geblieben waren. Darunter befand sich ein dicker, alles andere als sachkundig angelegter Verband, der ihm ein sonderbar missgestaltetes Aussehen verlieh. Abu Dun entfernte den Verband, warf ihn kurzerhand über Bord, damit keiner der anderen sah, dass der Stoff keinerlei Blutspuren aufwies, und legte ihm einen neuen, ebenso missglückten Verband an. Während er das tat, saß er so, dass er Andrej mit seinen breiten Schultern vor den neugierigen Blicken der anderen abschirmte.

»Sobald wir allein sind, wirst du mir eine Menge Fragen beantworten müssen«, sagte Andrej leise.

Abu Dun grinste nur und antwortete laut: »Du hast mehr Glück als Verstand gehabt. Der Speer hat dein Herz um Haaresbreite verfehlt. Aber werde jetzt nicht leichtsinnig. Bewege dich möglichst wenig. Der Blutverlust hat dich geschwächt.«

Auch diese Worte galten nicht Andrej, sondern den anderen, obwohl sie mehr Wahrheit enthielten, als Andrej lieb war. Er fühlte sich schwach, und der Speer hatte sein Herz tatsächlich nur um Weniges verfehlt. So eine rasiermesserscharfe Klinge war durchaus in der Lage, selbst ihn zu töten.

Während Abu Dun ihn verband, hatte Andrej Gelegenheit, sich umzusehen und sich einen Überblick über seine Lage zu verschaffen.

Sie hatten in der Tat mehr Glück als Verstand gehabt. Statt in den Folterkellern des Sultans war er nicht nur in Freiheit aufgewacht, sondern tatsächlich auf dem Boot, das sie

nach Konstantinopel gebracht hatte. Der Hafen lag friedlich vor ihnen. Es herrschte geschäftiges Treiben, aber es waren nicht mehr Wachen als üblich zu erblicken. Rechts und links des kleinen Bootes bewegte sich ein Dutzend Schiffe träge auf den Wellen. Es waren auch Kriegsschiffe darunter, aber niemand schien sich sonderlich für ihr Boot zu interessieren.

»Wie spät ist es?«, fragte Andrej leise.

»Die Kette wird gleich herabgelassen«, antwortete Abu Dun ebenso verhalten. »In einer Stunde sind wir hier weg. Wahrscheinlich eher.«

Er machte eine Kopfbewegung in die entsprechende Richtung. Der Hafen war zur Seeseite hin durch eine gewaltige Kaimauer geschützt, an deren Ende sich ein wuchtiger Festungsturm erhob. Von dort erstreckte sich quer über die Hafeneinfahrt eine eiserne Kette aus armdicken Gliedern, stabil genug, selbst dem Angriff eines Kriegsschiffes standzuhalten. Diese Kette, die jeden Tag bei Sonnenuntergang gehoben und bei Sonnenaufgang wieder auf den Grund des Hafenbeckens herabgesenkt wurde, hing eine knappe Armeslänge über der Wasseroberfläche.

Nicht einmal das niedrige Fischerboot, in dem sie sich befanden, hätte darunter hindurchschlüpfen können. Wenigstens nicht, ohne die Aufmerksamkeit der Wachen zu erregen, die hinter den Zinnen des Turms standen und nur auf einen Vorwand warteten, das tägliche Einerlei mit ein paar gezielten Salven aus ihren Kanonen unterbrechen zu können

...

Andrej stemmte sich unsicher in die Höhe, ließ sich aber nach einem warnenden Blick Abu Duns wieder auf Hände und Knie herabsinken und kroch auf die Bordwand zu. Seine Schwäche war nicht nur geschauspielt, wie er mit einem Gefühl leisen Erschreckens feststellte. Alles unterhalb der Stelle, an der der Speer des Janitscharen seine Brust durchschlagen hatte, fühlte sich taub und sonderbar kalt an. Möglicherweise würde es noch Tage dauern, bis er sich vollkommen von seiner Verletzung erholt hatte. Und dabei konnte er nur hoffen, dass er überhaupt wieder vollständig genesen würde.

Andrej ließ sich mit einem schweren Seufzen gegen die niedrige Bordwand sinken und verdrehte den Hals, um zwischen den gewaltigen Kriegsschiffen hindurch einen Blick zur Hafenausfahrt werfen zu können. Viel konnte er nicht erkennen, aber in diesem Moment wehte der helle Klang einer kupfernen Glocke über das Wasser heran – das Signal zur Freigabe der Hafenausfahrt.

Doch es verging noch eine geraume Weile, bis sich das Boot endlich in Bewegung setzen konnte. Obwohl es vernünftiger gewesen wäre, zuerst den kleineren und wendigeren Booten der Fischer und Händler das Verlassen des Hafens zu gestatten, hatten Kriegsschiffe in diesen Tagen Priorität. Sie mussten sich in Geduld fassen, bis die schwerfälligen Galeeren ihre Ruder ins Wasser getaucht und sich langsam in Bewegung gesetzt hatten.

Andrejs Blick blieb an einer Galeasse hängen, die einen guten Teil des Hafenbeckens für sich allein beanspruchte; einem jener gewaltigen Kriegsschiffe, die das Rückgrat der türkischen Flotte bildeten. Bis sich dieser Koloss in Bewegung gesetzt und die Ausfahrt passiert hatte, konnte noch eine gute halbe Stunde vergehen, schätzte er.

Nachdem alle Nachzügler der Kriegsflotte den Hafen verlassen hatten, waren endlich auch sie an der Reihe. Einer der drei Schmuggler, denen sie ihr Leben anvertraut hatten, setzte das Segel. Das Boot löste sich von seinem Liegeplatz und begann sich der Hafenausfahrt zu nähern.

Andrejs Herz schlug schneller. Er musste die Finger fest um das raue Holz der Bordwand schlingen, um ihr Zittern zu verbergen. Es fiel ihm schwer zu glauben, dass sie es tatsächlich geschafft haben sollten. Wieso suchte man sie nicht? Wieso war nicht die gesamte Stadt und vor allem der Hafen abgeriegelt? Wieso wimmelte es nicht überall von Soldaten, die jedes Schiff und jedes Haus durchkämmten?

Vielleicht, weil niemand von dem Vorfall von gestern wusste, flüsterte eine Stimme hinter seiner Stirn. Vielleicht hatten es sowohl der Zeugmeister als auch die Soldaten, denen sie mit Mühe und Not entkommen waren, vorgezogen, den Zwischenfall anders darzustellen, als er sich tatsächlich abgespielt hatte. Zwei verdächtig aussehende Fremde, die sich der Kontrolle entzogen hatten und nach einer kurzen Verfolgungsjagd spurlos verschwunden waren – so etwas geschah in dieser Stadt wahrscheinlich jeden Tag (mit Ausnahme des Entkommens, vermutete Andrej).

Aber ein Spion, der in das Hauptarsenal hinein- und mit den kompletten Munitions- und Ausrüstungslisten der Invasionsflotte unter dem Arm wieder herauspazierte ... Unvorstellbar, dass der Offizier den Vorfall wahrheitsgemäß gemeldet hatte. Es wäre wohl sein Todesurteil gewesen, sowie das aller an der erfolglosen Verfolgungsjagd Beteiligten. Das musste die Erklärung sein.

Das vage Gefühl, angestarrt zu werden, ließ Andrej den Kopf drehen und in das Gesicht eines der Schmuggler blicken. Ein finsternes, von einer hässlichen Narbe entstelltes Gesicht mit winzigen, boshaften Augen, die ihn voller Misstrauen musterten, aber rasch wegsahen, als sie seinem Blick begegneten. Andrej dachte an das kleine, schnelle Boot, das sie nicht allzu weit entfernt in einer winzigen Bucht versteckt hatten, und auf das sie umsteigen würden, um so schnell wie möglich nach Malta zurückzukehren. Er war froh, nicht den gesamten Rückweg in der Gesellschaft dieser Männer bewältigen zu müssen. Sie waren ihm zuwider. Es war ein Fehler gewesen, sich mit ihnen einzulassen.

Abu Duns Gedanken schienen sich auf ähnlichen Bahnen zu bewegen. Er nickte Andrej fast unmerklich zu und stieß wie zufällig mit dem Fuß gegen ein Stück scheinbar achtlos liegen gelassenen Segeltuchs, sodass Andrej erkennen konnte, was sich darunter verbarg: eine klobige Hakenbüchse. Eine Waffe der gleichen Art, mit der der Janitschar am Tag zuvor auf ihn geschossen hatte. Andrej runzelte die Stirn. Nicht nur er verabscheute Feuerwaffen zutiefst, er bezweifelte, dass Abu Dun diese Waffe berühren würde.

Einer der Schmuggler wandte sich mit herrischen Worten an Abu Dun. Andrej verstand den Dialekt nicht, den er sprach, aber die Antwort des Nubiers war scharf und bestimmt, woraufhin der Mann in noch schärferem Ton antwortete. Die beiden anderen stellten ihre Arbeit ein und sahen Abu Dun und seinen Gegenspieler erwartungsvoll an. Spannung lag in der Luft. Im Gegensatz zu den meisten Menschen schienen sich die drei von der Körpergröße und dem riesigen Schwert des Nubiers nicht einschüchtern zu lassen.

»Was ist los?«, erkundigte sich Andrej.

»Sie wollen mehr Geld«, antwortete Abu Dun, ohne den Blick vom Gesicht seines Gegenübers zu wenden. »Anscheinend ahnen sie, dass etwas nicht stimmt. Sie wollen das Doppelte der vereinbarten Summe.«

»Versprich es ihnen.«

»Niemals«, sagte Abu Dun grimmig. »Sie sind gierig. Wenn ich jetzt nachgebe, wollen sie noch mehr und ...«

»Versprich es ihnen«, beharrte Andrej. »Ich will hier so schnell wie möglich weg.«

Er warf einen nervösen Blick zu der Galeasse hinüber. Das mächtige Kriegsschiff löste sich träge wie ein aus tiefem Schlaf erwachender Wal von der Kaimauer. Die zahllosen Ruder tauchten mit einem weithin schallenden Geräusch ins Wasser. Der Bug des Schiffes mit dem bedrohlichen Rammsporn schien direkt auf das kleine Fischerboot zu deuten, was Andrej wie ein böses Omen vorkam. Rasch überschlug er die Zeit, die der Koloss brauchen würde, um die Hafenausfahrt zu erreichen. Er kam zu einem beruhigenden Ergebnis: Die Galeasse würde ihren Kurs nicht kreuzen. Andrej wusste zwar, wie schnell diese scheinbar schwerfälligen Schiffe sein konnten, wenn sie erst einmal in Fahrt gekommen waren, aber sie brauchten Zeit, um ihre Maximalgeschwindigkeit zu erreichen.

»Wie du meinst«, grollte Abu Dun. »Aber es ist ein Fehler.« Er fügte einige übellaunig klingende Worte in der Sprache der Schmuggler hinzu, woraufhin sich der Mann mit einem zufriedenen Grollen umwandte und auch seine beiden Kameraden ihre Tätigkeit wieder aufnahmen. Andrej richtete sich in eine etwas bequemere Position auf. Sein Leib und seine Beine begannen nun zu kribbeln, als ob die Blutzirkulation ganz allmählich wieder in Gang kommen würde.

Unerträglich langsam steuerten sie auf die Ausfahrt zu. Andrejs Blick wanderte wiederholt zu der Galeasse, die durch ihre schiere Größe schon beunruhigend wirkte. Aber er musterte auch immer wieder den zurückliegenden Hafen – und fuhr wie unter einem Hieb zusammen.

Jemand näherte sich ihnen!

Nicht irgendjemand. Ein Wesen wie er. Ein Unsterblicher.

Andrej richtete sich kerzengerade auf, ohne auch nur einen Gedanken daran zu verschwenden, dass einem Schwerverletzten eine solche Bewegung kaum möglich gewesen wäre. Sein Herz begann zu hämmern. Sein Blick irrte suchend über das Gewirr aus Häusern, Lagerschuppen und bunten Zeltplanen, das die Kaimauer säumte. Er konnte die Nähe anderer Unsterblicher spüren, so wie sie ihrerseits die seine. Aber selten hatte er die Präsenz eines anderen Wanderers durch die Zeiten so deutlich gefühlt. Wer immer dieser Unsterbliche war (er brachte es nicht fertig, das Wort Vampyr zu verwenden, mit dem die meisten anderen Menschen Wesen wie Abu Dun und ihn bezeichneten), musste unglaublich alt und mächtig sein. Andrejs Hände und Knie begannen zu zittern.

Eine Bewegung zu seiner Rechten erregte seine Aufmerksamkeit. Andrej sah genauer hin und erblickte eine prächtige Sänfte, die, begleitet von einem guten Dutzend Janitscharen und mehreren prachtvoll gekleideten Offizieren, durch das Hafentor getragen wurde. Sie kam schnell voran. Ungewöhnlich schnell. Die vier muskulösen Sklaven, deren ebenholzschwarze, nackte Oberkörper in der Morgensonne glänzten, bewegten sich im Laufschrift, was die Sänfte trotz aller Vorsicht heftig hin und her schaukeln ließ.